Der Sonntagsgast.

Jahrgang 16. **Beilage zum Nebraska Staats-Anzeiger.** **No. 31.**

Nur das Kätherle.

Von Gertrud Triebel.

Draußen auf der Wiese saß es, das Kätherle, und hütete die Gänse. Das war keine große Arbeit, denn schon seit sechs Jahren war das sein Amt, seit der Vater und die Mutter schnell hinter einander am Typhus gestorben und das Kätherle ein Gemeindekind geworden war. Schön war's nicht gewesen all' die Jahre, denn so ein unnützer Brodesser ist nirgends gern gesehen, und das Kätherle war zudem noch ein schwarzes häßliches Ding! So gab's denn nur magere Bissen und fadenscheinige Röckchen, dafür aber manchen ungerechten Puff und manchen unverdienten Streich. Es war ja nur das Kätherle, da nahm man's nicht so genau.

Das arme Dirnlein war durch das viele Umherstoßen scheu und einsilbig geworden; kein Wunder, daß es Keinen aus dem Dorfe zum Freunde hatte — Keinen, als den Kuhhirten, der meist nicht weit von ihm seine Herde weidete und — ja, der Wahrheit die Ehre — noch Einen! Und eben an den Einen dachte das Kätherle, als es jetzt, die braunen Hände um die Kniee gefaltet, auf dem Erdhaufen unter dem alten Apfelbaum saß und gedankenvoll vor sich hinsah.

Das bunte Kopftuch hatte das Mädchen zum Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen tief in die Stirn gedrückt, so daß nur die äußersten Spitzen der schwarzen krausen Haare daraus hervorgucken und auch das Gesicht fast ganz bedeckt war. Und das war gut so, denn mit den dunklen Augen und der braunen Haut schaute es wie eine leibhaftige Zigeunerdirne aus, vor der man sich hätte fürchten können, hier draußen in dieser schweigenden Einsamkeit.

Da durchbrach plötzlich ein fröhliches Pfeifen die schwüle Stille. Kätherle's Kopf flog in die Höhe, ihre Lippen öffneten sich halb, und ihre Augen blitzten, als sie spähend nach der Richtung blickte, von woher die Töne herüberdrangen. Und nun sah sie auch schon den Urheber derselben quer durch die Wiese schreiten — eine schöne, kraftvolle Jünglingsgestalt.

Schlank wie eine Tanne kam er daher, im hellen Leinwandkittel, einen großen weißen Filz auf dem Kopf, den Knotenstock in den gebräunten Händen. Um seine frischen Lippen flog ein gütiges Lächeln, als er der kleinen Gänsehirtin ansichtig wurde, und seine blauen Augen lachten ihr schon von Weitem freundlich zu.

Jetzt war er dicht vor ihr, und sich auf den Stock stützend, fragte er: „Na, Kätherle, wie geht's? Hast Du die Stelle?"

„Freilich woll, Herr Wlontär," entgegnete sie stolz; „zu Johanni, beim Schulzen! Kleinmagd, weil ich erst siebzehn werde," setzte sie wie entschuldigend hinzu.

„Sieh, sieh, Kätherle, das ging ja schnell; na, hatt' ich nicht Recht, daß ich's noch durchsetzen würde?"

„Ja," bestätigte das Kätherle eifrig, mit rothen Wangen, und ein warmer, scheuer Blick streifte dabei sein Antlitz. „Und ich dank' auch schönstens, Herr Wlontär."

„Schon gut, Kätherle," unterbrach er sie; „es ist gern geschehen! Aber sag' mal, hast Du das Fräulein nicht gesehen? Ist sie vielleicht hier vorbeigekommen?"

„Ne, Herr Wlontär!" Kätherle's Stimme klang plötzlich rauh; der lichte Freudenschimmer in den dunklen Augen war erloschen, und ein seltsam harter Zug grub sich um den rothen Mund.

„So, so, Kätherle; na, dann hilft's nichts, da muß ich selber zusehen," sagte der Volontair und ging mit großen Schritten weiter, dem nahen Gehölz zu.

Kätherle sah ihm nach, so lange noch ein Zipfelchen von seinem hellen Rock durch die grünen Wiesen schimmerte, und unzusammenhängende Worte fielen von ihren Lippen. Dabei riß sie ungeberdig an ihrem Schürzenbande, hieb mit der langen Gerte durch die Luft, daß es nur so sauste und die Gänse flügelschlagend auseinanderstoben, und stöhnte dabei herzbrechend. „Das Fräulein und immer nur das Fräulein!" dachte sie. Seit die da war, hatte er nur noch ein paar flüchtige Worte für sie und hatte doch erst so lange und freundlich mit ihr geredet.

Das Kätherle hatte es gewußt von Anfang an, der würde gut zu ihr sein! Es lag in seiner Stimme und in seinen Augen etwas, an das sie glaubte wie an das Evangelium. Und gleich am ersten Abend schon, als der Vogt sie selbst gebrügelt hatte, weil sie ein junges Gänslein zu wenig heimgebracht, da war er dem Rohen in die Arme gefallen und hatte mitleidig über ihr zerschlagenes Gesicht gestrichen. „Armes Ding, Du blutest ja," hatte er dabei gesagt und mit seinem eigenen Tuch die rothen Tropfen von ihrer Stirn gewischt. Oh, wie es ihr da zu Muth geworden war; ganz still hatte sie gelegen, um nur seine weichen Hände recht lange an ihren Wangen zu fühlen und seine Augen recht lange über sich zu sehen. Und von da an hatte er täglich eine Weile bei ihr gestanden, bis — ja, bis das Fräulein vor etwa drei Wochen in's Schloß gekommen war; seitdem hatte er nur noch Sinn für die, und das Kätherle saß wieder den lieben langen Tag allein draußen bei ihren Gänsen und ihrem Strickstrumpf.

Langsam zog sie das grobe, baumwollene Ungethüm aus der Tasche und begann zu stricken; aber die Sonne mußte sie wohl blenden, denn sie wischte ein paar Mal verstohlen mit dem Handrücken über die Augen und preßte die Lider fest auf einander.

Wie lange sie so gesessen haben mochte, hätte sie wohl selbst kaum sagen können; plötzlich aber hielt sie inne. Ein lautes Holla tönte von der Landstraße zu ihr herüber; es kam näher und näher, dazu Gestampfe und eintöniges Gebrüll und das scharfe Glockenzeichen der Leitkuh.

Kätherle wußte wohl, das war der Schorschel, der junge Kuhhirt, der seine Herde auf die Bachwiese trieb; aber sie blickte nicht auf. Hatte man ihr weh gethan, so sah sie nicht ein, weshalb sie einem Anderen Freude machen sollte. Der Schorschel konnte sich justement gerade so kränken, wie sie es that.

Jetzt war der schmucke Bursche dicht an die zusammengekauerte Gestalt des Mädchens herangekommen; die Rinder schnupperten, behaglich brummend, am Wegrande entlang, der Hirt that einen schönen Knaller mit seiner Peitsche, mit dem er seither immer Glück gehabt hatte bei dem Kätherle. „Na?" sagte er deshalb höchst verwundert und bestürzt, als das braune Gesicht sich nicht wie gewöhnlich hob. „Ist Dir die Petersilie verhagelt?"

„Hm!" machte das Kätherle verächtlich und zog die Schultern in die Höhe. Dabei strickte sie so emsig an dem blauen Strumpfe, als sollte derselbe heute noch fertig werden.

„Kommst' auf'n Abend in'n Krug?" fragte der Bursche wieder.

Das Mädchen schüttelte stumm und sehr energisch den Kopf.

Schorschel, das Vergebliche seiner Bemühungen einsehend, kratzte sich verlegen in seinem dichten Flachshaar, stülpte den verbogenen Strohhut wieder auf die Locken, that einen Pfiff, knallte den Rindern mit der Peitsche um die Ohren und sagte bedächtig: „Na, denn nich, und adjüs och, Kätherle!"

„Djüs!" war die gemurmelte Antwort, und weiter und weiter entfernte sich das Läuten und Stampfen.

Ein paar hundert Schritte entfernt war die Bachwiese. Darauf zu trieb Schorschel seine Pflegebefohlenen und hatte seine liebe Noth mit ihnen; namentlich der Stier hatte seinen Tag. Wild schlug er mit dem Schwanze um sich und peitschte erbarmungslos auf die Fliegen ein, die sich auf seinem glänzenden braunen Fell niedergelassen hatten und an tausend Stellen zugleich auf ihn einstachen.

Auch auf der Wiese angelangt, kam Schorschel anfangs zu keiner rechten Ruhe. Trotzdem konnte er nicht unterlassen, einen lauten Jauchzer hinüberzusenden nach dem Apfelbaum, unter dem das schweigsame Kätherle inmitten der schnatternden Gänseschaar saß.

Die Mittagsstunde nahte. Brütende Schwüle lag über den Feldern; kein Laut regte sich, nur das Kauen der Rinder unterbrach die Stille. Schorschel hatte sich's inzwischen bequem gemacht, die Jacke auf der Wiese ausgebreitet, und nun lag er da, die Arme unterm Kopf verschränkt, und sah gradewegs in den tiefblauen Himmel hinein. Dabei spielte ein breites Lächeln um seinen Mund, und mitunter schielte er seitwärts hinüber nach der Richtung, von der Flügelschlagen und Geschnatter undeutlich zu ihm herüberdrangen. Dann schloß er, immer fröhlich schmunzelnd, die Augen und dachte an Die, welche ihn vorher so schnöde behandelt hatte. „Na, wart' man, Krabaut," sagte er halblaut vor sich hin; „laß mich man erst kommen — Du nimmst mich ja doch!"

Und nun vertiefte er sich in die allerschönsten Zukunftsbilder, denn seit er das Kätherle kannte, hatte er nur noch den einen Gedanken, daß aus ihr und ihm dereinst ein Paar werden müsse. Recht herrlich paßte es zu seiner Stimmung, daß sich eben jetzt herrlicher, fröhlicher Gesang in der Ferne hören ließ. „Wird's Fröl'n sein," murmelte er vor sich hin und that seine Augen einen Moment lang auf; aber noch war nichts zu sehen.

Da hatte es das Kätherle besser; das hob auch den Kopf, als die glockenklaren Töne über das Feld daher schwebten, und sah das Fräulein langsam zwischen den Wiesen entlang wandeln—wie eine rosige Mohnblume wollte es dem Kätherle scheinen. Ein rothes Kleid umhüllte die schlanke Gestalt, auf den nußbraunen Locken saß ein großer weißer Strohhut, über dessen nickenden Rand mächtige Mohnblumenbüschel wippten, und über dem Allen schwebte ein blutrother Sonnenschirm.

Das war die von Kätherle so glühend Gehaßte! Mehr und mehr näherte sie sich dem Weideplatz; nun stand sie mit ihrem holdseligsten Lächeln vor dem erbitterten Mädchen und fragte: „Ei, Kätherle, so fleißig?"

„Muß wohl," gab die Hirtin mürrisch zurück.

„Armes Ding, wer Dir doch helfen könnte!" sprach das Fräulein, und dann, nach einer Pause, fügte sie hinzu: „Ist—ist der junge Herr Volontär vielleicht hier vorbei gegangen?"

Etwas Schlimmeres hätte sie gar nicht sagen können, und um Kätherle's Ruhe war es jetzt vollends geschehen. Mit funkelnden Augen sprang sie in die Höhe und griff in blinder Wuth nach ihrer Gerte. „Ne—nischt is hier vorbei gekommen," stieß sie dabei mit heiserer Stimme hervor; „verd..... Gänsevolt, wollt Ihr wohl!" Und erbarmungslos hieb sie in die laut schnatternden Thiere hinein.

Das Fräulein schüttelte den Kopf und wanderte weiter, erst schweigsam; dann aber erhob sich ein leiser Triller, und nicht lange, so drangen die jauchzenden Töne von Neuem in Kätherle's Ohr.

Mit weit vorgebeuglem Oberkörper verfolgte die Gänsehirtin die gemächlich Dahinschlendernde, bis dieselbe in der Nähe der Bachwiese war.

Schorschel lag noch immer wohlgemuth auf dem Rasen und hob kaum die schweren Lider, bis ihn ein Schnauben und Stampfen plötzlich jäh auffahren ließ. „Jesses, der Stier!" schrie er mit schrillem Ton und war im Nu auf beiden Beinen an dessen Seite.

Das Thier stand mit gesenktem Kopf und zitternden Nüstern zum Angriff bereit.

Das Fräulein aber, die Gefahr nicht ahnend, in die ihr rothes Gewand und schmetternder Gesang es bei dem ohnehin schon unruhigen Wütherich gebracht hatten, blieb sorglos stehen und sah dem sonderbaren Treiben mit großen Augen zu.

„Fort, machen's fort!" schrie Schorschel in höchster Angst hinüber.

Nun erst begriff sie und flog, wie gehetzt, den Weg zurück, dem Dorf zu.

Doch auch der Stier hatte sich von Schorschel's kräftigen Fäusten mit gewaltigem Ruck befreit und stürmte in wilder Jagd hinter dem leuchtenden Gewande her.

„Zu Hülf', zu Hül—fe!" gellte Schorschel's Stimme über das Feld, um die weiter ab arbeitenden Tagelöhner herbeizurufen, und er selbst jagte mit der Peitsche dem rasenden Thiere nach.

Kätherle hatte mit anhaltendem Athem dem Vorgang zugesehen; ein kurzer Knall trieb die Gänse zur Seite, sie selbst sprang hinter den Baum. „Ha, das ist ihr schon recht," murmelte sie, und ihre Augen funkelten; „nun wird sie nimmer nach dem jungen Herrn fragen können, und der wird wieder mit dem armen, verachteten Kätherle reden wie ehedem."

Mit Blitzesschnelle aber folgte ein zweiter Gedanke: „Was wird er sagen, wenn das Fröl'n verletzt und blutig vielleicht vor ihm liegt?" Und ohne sich zu besinnen, ohne an die Gefahr zu denken, in welche sie sich stürzen wollte, nur von dem heißen Wunsch beseelt, ihm den furchtbaren Schmerz fernzuhalten, jagte das Kätherle mit hoch erhobenen Händen vorwärts. Ihre flinken Füße berührten kaum den Boden; an dem Fräulein vorüber keuchte sie, dem wüthenden Verfolger entgegen. Nur ein heiserer Schrei drang aus ihrem bebenden Munde: „Fort! Machen's fort!" Dann ließ sie die Gerte um den Schädel des Thieres sausen und fühlte in demselben Moment einen furchtbaren Stoß vor die Brust, so daß sie blutend zu Boden sank. Wieder und wieder bohrten die Hörner in das weiche Fleisch, und zitternd, wie ein Todesseufzer, entglitt es Kätherle's Lippen: „Ah—Schorschel—zu—Hülf'".

Als hätte der leise Ruf sein Ohr erreicht, stand er plötzlich mit gewaltigem Sprung neben ihr, und von allen Seiten stürzten nun auch die Arbeiter mit Spaten und Hacken herbei, die mit unsäglicher Mühe das wuthschäumende Thier banden und fortführten.

Kätherle's Wimpern lagen tief auf den braunen Wangen; leises Wimmern nur entrang sich ihrem fest zusammengepreßten Munde, dann blieb sie still.

„Kätherle!" schrie der Schorschel angstvoll auf, „sieh mich doch an! Stirbst Du mir etwa gar?" Die dicken Thränen schossen ihm dabei in seine ehrlichen Augen.

„Ne, Schorschel," flüsterte das Kätherle, das mühsam den Kopf nach ihm umwandte und zu lächeln versuchte; „nur so arg weh thut's hier." Und sie tastete nach der Brust.

„Ich lauf' zum Bader; bleib' nur ganz still," stotterte der Bursche, und wie ein Pfeil flog er davon.

Regungslos lag die kleine Hirtin inmitten ihrer Gänseschaar, die unbekümmert weiter schnatterte. Die Gedanken begannen sich ihr zu verwirren, die Sinne allmählich zu schwinden.

„Kind, Kätherle, was hast Du gethan?" sagte da plötzlich eine rauhe Stimme neben ihr und eine kühle Hand strich über die feuchte Stirn.

Wie magnetisch gezogen, öffneten sich die dunklen Augen, mit stolzem, seligem Ausdruck. „Für — Sie!" hauchte sie kaum hörbar.

Eine unsägliche Rührung zog über das junge, gebräunte Gesicht des Volontairs; er beugte sich nieder, und leise hob er den krausen Mädchenkopf auf seine Kniee, während er sein Tuch auf den rinnenden Blutstrom drückte. „Armes Ding, sagte er leise.

Kätherle's Augen aber waren jetzt weit geöffnet und sahen unverwandt hinein in die blauen Sterne, welche über ihnen leuchteten; auf der Stirn lag kühlend die weiche Männerhand wie damals. — Ach, was für ein seliges Sterben das war für das arme, kleine, verachtete Gänsemädel!

Ganz, ganz still war es ringsumher. Und mitten in dem Schweigen senkten sich die Lider tiefer und tiefer, der Kopf fiel schwer zur Seite, leiser und leiser ging der Athem — nun ein Aechzen noch, dann stockte er ganz.

Da kam über das Feld her der Schorschel zurückgestürzt, hinter ihm drein der Bader und ein Haufen Weiber und Kinder.

Der Volontair hob abwehrend die Hand. „Sie schläft!" sagte er tiefernst und ließ den jungen Körper sanft zurücksinken.

Verständnißlos sah ihn der Schorschel an. „Todt?!" schrie er dann auf und warf sich über die starre Gefährtin, während ein mühsam unterdrücktes Schluchzen seine breite Brust hob.

Kopfschüttelnd und schwatzend standen die Weiber von fern; theilnahmslos begafften die Kinder das todte Mädchen. Nur Zweien war's schwer um's Herz — das war der junge Volontair, dem jetzt in dieser Stunde erst eine Ahnung gekommen war von der stillen Liebe des braunen Kindes, und der Schorschel, dessen Zukunftstraum in dem verachteten Kätherle verkörpert gewesen war. Die Anderen aber waren Alle darin einig: „Gut, daß es nur das Kätherle ist!"

Ehrenbreitstein im Herbst 1795.

In der „Köln. Ztg." finden wir folgende Erinnerung an längstvergangene Zeiten. Das Blatt schreibt:

Das Jahr 1895 gibt, wie allen Einwohnern unseres Vaterlandes, so auch besonders uns Rheinländern, Anlaß, in dankbarer Erinnerung der großen Thaten zu gedenken, die vor 25 Jahren das deutsche Volk, geführt und begeistert von „preiswerthen Recken", kühn und herrlich vollbracht hat; zugleich aber bietet es auch Anlaß, den Blick rückwärts zu lenken in vergangene Zeiten, um durch einen Vergleich mit ihnen zu erkennen und zu würdigen, was wir errungen und wiedergewonnen haben.

Versetzen wir uns im Geiste um hundert Jahre zurück, in den Oktober 1795. Schlimm sah er damals an den Ufern unseres schönen Flusses aus. Nicht mehr freies Land grüßte seine Wogen; trübe wie seine Wasser in herbstlicher Zeit erschien damals die Lage unseres engeren Heimathlandes. Deutschlands Strom war Deutschlands Grenze geworden. Aus den traurigen Ereignissen jener Jahre möge an dieser Stelle ein Abschnitt dargestellt werden: Die Belagerung des Ehrenbreitsteins, jener stolzen Feste, welche die Mündung der Mosel zu schützen von jeher bestimmt gewesen ist, den Feinden mit ihren Feuerschlünden, Zinnen und Schießscharten Furcht einflößen soll.

Im September 1795 war es dem bei Neuß und Uerdingen stehenden französischen Armeekorps gelungen, unterhalb Düsseldorf den Rhein zu überschreiten, ebenso hatte ein anderer Theil dieses Korps den Uebergang bei Neuß bewerkstelligt. Der österreichische Feldmarschall-Lieutenant Graf von Erbach sah sich dadurch genöthigt, um nicht von seiner Armee abgeschnitten zu werden, seine Stellung bei Uerdingen zu verlassen und sich gegen die Siege zurückzuziehen. Auch die übrigen Truppen, die unter dem Befehle des Prinzen von Württemberg bei Mülheim standen, gingen bis dahin zurück. Da das weitere Vordringen des Feindes auch diese Stellung gefährdet erscheinen ließ, brach dann der ganze rechte Flügel auf, um sich bis hinter die Lahn zurückzuziehen. Nicht lange danach befanden sich die französischen Truppen schon in der Gegend von Neuwied, wo eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen wurde, und eine Jägerpatrouille drang bereits bis Vallendar, etwa dreiviertel Stunden von Ehrenbreitstein gelegen, vor. Am 16. September rückten hier ungefähr dreitausend Mann ein, nach und nach folgten andere Truppen, darunter sechshundert Mann leichte Kavallerie. Am Abend rückte feindliches Fuhrwerk auf der Andernacher-Straße gegen Koblenz vor. Am nächsten Tage zeigten sich einige Chasseurs bei Niederberg in unmittelbarer Nähe des Ehrenbreitsteins, wo auch Ingenieure das Gelände besichtigten, um eine günstige Stellung auszuwählen.

Die Bevölkerung der Umgegend ergriff natürlich Furcht und Schrecken, eine Anzahl Bewohner des „Thals", wie Ehrenbreitstein damals gewöhnlich genannt wurde, hatten sich geflüchtet und überall standen trostlose Gruppen klagend umher. Inzwischen war der Feind in großer Menge bis Neudörfchen am Fuße der Festung gezogen. Er griff es von allen Seiten an und zwang die Besatzung, es zu verlassen; doch wurde er in kurzer Zeit wieder vertrieben und der aus wenigen Häusern bestehende Ort wurde in Brand gesteckt, um es dem Feinde unmöglich zu machen, sich darin festzusetzen. Dieser besetzte nun die Anhöhen um Arenberg, Arzheim und Pfaffendorf, wo er sämmtliche Vorposten auf einmal angriff. Diese leisteten jedoch so tapfer Widerstand, daß der Feind mehrmals unter beträchtlichem Verluste zurückgedrängt und zuletzt gezwungen wurde, sich auf seine Vorpostenlinie zu beschränken. Während der Nacht fing er hier an zu arbeiten und eine Umwallung herzustellen, doch wurde er bei Anbruch des Tages mit solcher Wirksamkeit beschossen, daß eine Batterie nicht zu Stande kam. Auf dem Ehrenbreitstein trug man unterdessen sämmtliche Dächer der nicht bombenfreien Gebäude ab und verlegte die Mannschaften in die unterirdischen und bombensicheren Gewölbe. In den nächsten Tagen waren die Arbeiten der Belagerer ziemlich vorgeschritten, und es erschien, wie schon vorher einmal, ein feindlicher Offizier mit einem Schreiben, worin die Uebergabe des Thals und der Festung gefordert wurde. Dem wurde natürlich nicht entsprochen, und die Kanonen, Haubitzen und Böller spielten in verstärktem Maße weiter. Die Befestigungs- und Minenarbeiten gingen ihren Gang fort. Auf den obengenannten umliegenden Höhen waren inzwischen schon einige Batterien errichtet, die von der Festung aus, theilweise mit Erfolg heftig beschossen wurden. Um den Ehrenbreitstein auch von der anderen Seite anzugreifen, hatten die Franzosen nun auch jenseits des Rheins auf dem Petersberge vor der Moselbrücke eine Batterie errichtet, die jedoch ebenfalls unter Feuer genommen wurde. So ging es eine Zeit lang fort, während die Angreifer und die Belagerten die erforderlichen Arbeiten, so gut es möglich war, auszuführen suchten. Da der General Marceau die Absicht zu haben schien oder sich wenigstens gerühmt hatte, die Festung durch Sturm zu nehmen, so wurden zur Vereitelung dieses Unternehmens alle zweckmäßigen Vorkehrungen getroffen, u. a. vor den ausspringenden Winkeln der Wege zu und auf der Festung gefüllte 60pfündige Bomben eingegraben und die nöthigen Feuerleitungen angelegt.

Für die Besatzung des Ehrenbreitsteins trat damals ein Uebelstand ein, der leicht hätte verhängnißvoll werden können: ein Mangel an Wasser in den tiefen Ziehbrunnen der Festung. Doch konnte man sich glücklicherweise durch Graben eines neuen Brunnens, das natürlich viel Zeit und Mühe erforderte, helfen.

Mittlerweile hatte der Feind doch wohl eingesehen, daß es keine leichte Arbeit, ja daß es unmöglich sei, eine so starke und in jeder Beziehung günstig angelegte Festung einzunehmen. Man war deshalb nicht sonderlich überrascht, als man eines Tages, es war der 15. Oktober, eine starke Kolonne Wagen über die Höhen hinter Simmern gegen Neuwied abziehen sah, ebenso nicht, als der Feind alle auf der Insel Niederwerth errichteten Werke wieder abtragen ließ. Ueberhaupt bemerkte man bei ihm allerlei ungewöhnliche und etwas ängstlich scheinende Bewegungen; auch erhielt man die Nachricht, daß er in der folgenden Nacht um zwei Uhr das Thal verlassen werde. Da man aber nicht wissen konnte, ob er nicht irgend ein kühnes Unternehmen wagen würde, so hielt der Festungs-Kommandant die ganze Besatzung nach Mitternacht unter Gewehr. Die feindlichen Gepäckwagen fuhren ununterbrochen über die Höhen von Grenzhausen und Weitersburg gegen Bendorf ab. Da auch ein Theil der Truppen auf der Landstraße wegmarschirte, bewarf man diese unaufhörlich mit Bomben und Granaten. Die Mannschaften der Verschanzungen oberhalb Pfaffendorf und Horchheim setzten oberhalb Coblenz über den Rhein. Es kam nur noch zu einem Gefechte bei Arenberg und in den Waldungen, die sich links und rechts der Emser-Straße hinzogen. Den Franzosen gelang es durch ihre Uebermacht auf einige Augenblicke, die Oberhand zu haben; allein die tapfere Gegenwehr der Vorhut, die durch den größten Theil der nunmehr auch ausgerückten Festungsbesatzung unterstützt wurde, erreichte es bald, daß sie immer mehr zurückgedrängt wurden, womit dann die eigentliche Belagerung ihr Ende fand. Der eingetretene Nebel verhinderte es, den Feind zu verfolgen. Der vor der Festung erlittene Verlust der Franzosen soll nach allgemeinen Nachrichten 2000, nach ihren eigenen Angaben 1400 Mann betragen haben. Während der vierwöchentlichen Belagerung sind von Ehrenbreitstein aus im Ganzen 16,649 Kugel-, Kartätschen-, Haubitz-Granaten- und Bombenschüsse abgegeben worden. Der Feind hatte eine Anzahl 60- und 30pfündiger Bomben, 10pfündiger Haubitzen und viel Holz zu Geschützunterlagen zurückgelassen. In Thätigkeit war dagegen kein Geschütz getreten.

Die Befreiung der Festung wurde von der Ehrenbreitsteiner Bürgerschaft in würdiger Form begangen. Dem tapferen Vertheidiger Sechter wurde ein Lorbeerkranz überreicht, und jubelnd feierte die Bevölkerung den Tag, an welchem sich die Sonne glänzend und strahlend über dem freien Burgberge erhob.

Die Generalstochter.

Aus Agram wird der Pester Lloyd geschrieben: Eine wenig bemerkte und wohl nur von den Wenigsten verstandene Episode aus den Agramer Königstagen verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Auf dem Festballe näherte sich König Franz Joseph einigen Damen und richtete einige Worte an dieselben. Als die Reihe an eine in der Gesellschaft hochverehrte Dame kam, deren ungarisch-deutscher Accent die Aufmerksamkeit des Monarchen erregte, fragte der König: „Sind Sie Ungarin?"

„Jawohl Majestät," lautete die Antwort, „ich bin die Tochter des Generals Hrabovsky."

Der König blickte eine Weile ernst und nachdenklich vor sich hin und schritt dann mit grüßender Verneigung weiter. Das genannte Blatt bemerkt erläuternd zu diesem Vorfall: General Johann Freiherr v. Hrabovsky, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, war im Jahre 1848 Kommandirender in Kroatien-Slavonien und wurde in dieser Eigenschaft von Seite des ungarischen Kriegsministeriums mit dem Oberbefehl über die gegen Jelacsics operirenden Truppen betraut. Außerdem hatte er die Festungen Peterwardein und Temesvar an die ungarischen Truppen übergeben. Infolge dessen wurde Hrabovsky vom Kriegsgericht im Jahre 1850 in erster Instanz zum Tode, in zweiter zu zehnjähriger Festungsstrafe verurtheilt, welche er in Olmütz abbüßte, wohin ihm zu folgen seiner Gemahlin (Isabella v. Klobusitzky) gestattet worden war und wo er am 18. September 1852 starb. Kurz vor seinem Tode war er begnadigt worden.

Die nördlichste Zeitung der Welt.

Unter den grönlandischen Eskimos erscheint eine Zeitung, welche von einem Eingeborenen Namens Möller redigirt, gesetzt und gedruckt, ja sogar von ihm selbst kolportirt wird. Er hat seine primitive Druckerei in Godthaab (Gute Hoffnung) eingerichtet und von hier aus unternimmt er zwei Mal monatlich eine Reise auf Schneeschuhen durch das Land, um als Vorkämpfer der Civilisation unter seinen Landsleuten zu wirken. Zu Anfang enthielt das Blatt, welches sich „Läsestof" nennt, nur grobe Zeichnungen, welche die Neugierde erregten und die Einbildungskraft schärften; später folgten Buchstaben, Silben und Worte und zuletzt Sätze, welche zu kurzen Berichten über Tagesneuigkeiten zusammengefügt waren. Möller hat somit durch sein Blatt buchstäblich seine Landsleute Lesen gelehrt. Sie haben deshalb das größte Zutrauen zu ihm, betrachten ihn als einen Apostel und sind ihm besonders deshalb zugethan, weil er oft seinen Aufenthaltsort wechselt. Eine literarische Gesellschaft in Dänemark hat neuerdings eine gute Handpresse, Papier und neue Typen nach Grönland gesandt, damit „College" Möller seine Druckerei erweitern kann.

Wie viele Schüsse sind im Jahre 1870—71 abgefeuert worden?

Bei Gelegenheit der Jubelfeier des glorreichen Krieges von 1870—1871, dürfte es interessant sein, zu erfahren, wie viel Schüsse auf deutscher Seite während dieses Krieges gefallen sind. Aus dem Munitionsverbrauch ergiebt sich, daß von der Feldartillerie 338,310 und von der Festungs-Artillerie 520,500 Kanonenschüsse abgefeuert wurden. Der Munitionsverbrauch der Infanterie stellt sich auf 20 Mill. Infanterie-Patronen. Wie groß diese Zahlen sind, erhellt am besten daraus, daß, wenn Jemand diese Patronen allein abschießen wollte und, indem er jede Minute eine Patrone abfeuerte, unausgesetzt Tag und Nacht sich hiermit beschäftigte, er 40 Jahre nothwendig haben würde, um sämmtliche Patronen zu verschießen.

Praktisch.

A: „Herr Stadtrath, wie machen Sie es denn, daß Ihre Anträge in der Versammlung alle angenommen werden?"

Stadtrath: „O, sehr einfach — ich lasse abstimmen. Wenn ich dann sage: „Wer dagegen ist, der erhebe sich," so bleiben fast Alle sitzen, denn zum Aufstehen sind die Meisten — zu bequem!"